



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ludwig-Dohm, Max: Sturm : Roman : (Vierzehnte Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Sturm

Roman

Von Max Ludwig-Dohm

(Vierzehnte Fortsetzung)

In Schloß Vorküll war es still geworden. Beängstigend still, hätte jeder andere empfunden. Aber Wolff Joachim fühlte sich wohl. Zum erstenmal in diesen zwei Tagen kam er wirklich zur Ruhe.

Nach der Abfahrt der Wagen war der Koch, Peter Hornbruch, ein Danziger, an ihn herangetreten und hatte mit mühsam verhaltener Angst berichtet, daß die gesamte Dienerschaft, selbst die Mägde, das Haus verlassen hätten.

„Sie werden wiederkommen! Für mich allein brauchen Sie kein großes Menu zu kochen. Das Meeting dauert nicht ewig. Und von den Phrasen dort wird keiner satt. Der Hunger wird sie nach Hause treiben.“

„Wenn sie nur nichts im Schilde führen . . .“

„So töricht werden unsere Leute nicht sein, sie haben es doch nicht schlecht auf Vorküll! Und gestern erst hat man den Aufwiegler das Fell gegerbt!“

„Es gibt aber doch Unzufriedene. Da ist das Küchenmädchen, die Lena. Heut Morgen hat sie gesagt: das ist die letzte Schokolade, die ich kochte. Morgen muß sie mir Fräulein Mara servieren. Was ist das für ein Blödsinn? habe ich gefragt. Da haben sie mir den Rücken gedreht und alle zusammen getuschelt. Ich habe es nur nicht verstanden . . .“

Wolff Joachim lachte leicht hin: „Kindereien! Merken Sie sich die Frechen, damit wir sie fortschicken können, sobald es geht. Und jetzt beruhigen Sie sich, Hornbruch. Wir wollen die Türen schließen. Und wenn einer der Buschwächter kommt, schicken Sie ihn mir. Den Kaffee bringen Sie ins Herrenzimmer!“

Peter Hornbruchs Grauen war durch diese Worte nicht vermindert. Er hätte gern von seinen Befürchtungen noch mehr gesagt, aber der Baron hatte ihn stehen lassen und war ins Zimmer gegangen.

Der Koch seufzte auf und stieg wieder in sein Reich hinab. Man sah es den Räumen an, daß auf Vorküll Schmalhans nicht Küchenmeister war. Und Peter Hornbruch hatte ein würdiges Regiment geführt. Er war ein gemütlicher Westpreuße, groß und breit, mit einem offenen fröhlichen Gesicht, das er glatt rasiert trug. Mit der estnischen Dienerschaft hatte er sich bisher nicht schlecht gestanden, und unter den Mägden manche Eroberung gemacht. Um so unheimlicher war ihm jetzt zumute . . .

Wolff Joachim lag rauchend in des Vaters Zimmer auf dem Sofa. Hier hatte er als Knabe manchmal in den kostbaren Sammelwerken blättern dürfen, die Baron Alexander dort in dem reichgeschmückten flämischen Schrank aufbewahrte. Er hatte seinen Spaß an den naiven Fragen des Jungen, wenn ihm die Bilder unverständlich waren.

Wolff Joachim wußte, daß der Schrank noch andere Blätter barg. Ihr Genre verbot es, jungen Augen vorgezeigt zu werden. Heimlich hatte er sich eines Tages über sie gemacht und war von Tante Emerenzia dabei überrascht worden. Es gab einen bösen Lärm, und natürlich peßte sie es dem Vater. Aber der lachte nur:

„Nun hast du meine Neugierde erst geweckt! Ohne dein Lamento hätte er keine Ahnung von der Bedeutung dieser wundervollen Kupfer gehabt. Jetzt mußt du darauf gefaßt sein, daß der Junge den Schrank eines Tages heimlich aufbricht. Du bist eine schlechte Pädagogin, Emerenzia!“

Das hatte Wolff Joachim alles durch die Tür gehört, und seitdem war die Gräfin Schildberg als Respektsperson für ihn abgetan.

Heute fiel ihm auf, daß sich das Aussehen des Zimmers verändert hatte. Die Sixtinische Madonna war gewiß ein sehr schönes Bild, aber der Vater hätte sie sich niemals über seinen Schreibtisch gehängt. Erst recht nicht nach seinem Geschmack war der süßliche „Jesus im Tempel“ von Hoffmann in einer minderwertigen Reproduktion.

„Zum Donnerwetter! Hat Tante Emerenzia auch hier ihre Hand im Spiel?“

Wolff Joachim sprang unmutig auf. Dort in der Ecke über dem Spielisch, das wußte er genau, hatte die „Bückende Magdalena“ gehangen, jenes berückende Weib, an das er noch vor kurzem hatte denken müssen, als sich ihm Lolljas Schönheit offenbarte.

„Sollte es mal auf Vorküll brennen,“ hörte er den Vater sagen, — „das Bild hier rettet zuerst!“

Während er es jetzt vermisse, übermannte ihn in der Einsamkeit der Stunde die Erinnerung an seine Liebe:

„Ich muß sie sprechen!“

Er ging auf den Flur ans Telephon und ließ sich mit Reval verbinden.

„Frau Zwanow ist nicht da? Ist sie abgereist? Merkwürdig! Sie hat ihre Koffer nicht mitgenommen? Teilen Sie mir sofort mit, wenn die Dame

zurückkehrt, oder wenn sonst Nachricht von ihr kommt. Was sagen Sie? Das Zimmermädchen weiß näheres? Also rasch: Holen Sie das Mädchen!"

Wolff Joachim stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf. Eine unklare Angst packte ihn: „Sind Sie noch dort? Was? Sie haben ihr Kleider borgen müssen? Ja, warum denn?“

„Herr Baron! Herr Baron!“ rief der Koch, die Treppe heraufstürzend: „Retten Sie sich! Die Bande kommt!“

Weiter sprach er nicht. Mit einem Aufschrei brach er zusammen. Carla hatte ihm den Gewehrkolben über den Kopf geschlagen: „Ein Deutscher weniger!“ schrie er und wie ein Tiger sprang er den Baron an.

Aber mit blitzschnellem kundigen Griff hatte ihm Wolff Joachim die Flinte entwunden und ließ sie zähneknirschend auf seinen Schädel sausen. Nach allen Seiten spritzte das Gehirn und besudelte auch die ersten aus dem heranstürmenden Haufen.

„So geht es jedem von euch, ihr feigen Hunde!“

Erschreckt, ebenso von dem graufigen Bild des zerschmetterten Genossen wie von der dröhnenden Stimme und den wildblitzenden Augen des hoch aufgerichteten Edelmanns ebhte die Masse für einen Moment zurück.

„Ich bin verloren!“ dachte Wolff Joachim. Da schrillte dem Überrumpelten das Telephon ins Ohr. Mit der Rechten richtete er das erbeutete Gewehr gegen die Bande, die Linke griff zum Hörer:

„Wer einen Schritt vorwärts macht, ist eine Leiche!“ sagte er mit eisiger Ruhe, dann tat er so, als lausche er. In Wahrheit hörte er nicht auf das, was ihm das Zimmermädchen im Hotel Petersburg noch zu sagen hatte. In der raschen Überlegung, daß die Mordbrüder den Sinn der Worte verstehen und um so mehr an ihre Wahrheit glauben würden, sprach er russisch und stellte sich, als gebe er einem Offizier Antwort: „Das ist gut, Herr Leutnant — im Krug sind Sie bereits? Die Bande steht zehn Schritt vor mir, hier im Treppenhaus von Borküll. Es ist allerhöchste Zeit. Sollte mir was passieren — hier die Namen der Leute, soweit ich sie kenne . . .“

Er erkannte in dem Haufen einige der Brennereiarbeiter und zählte sie auf. „Wenn sie mir nichts tun sollten, dann lassen Sie sie bitte in Ruhe. Es ist verhextes Volk. Carla, der Anführer, ist tot. Ihr Wort, Herr Kamerad? Danke!“

Mit einer fast übermenschlichen Energie hatte er dieses Gespräch fingiert, und es schien, als habe es die erhoffte Wirkung: ein Teil der Leute, darunter die mit Namen angeführten, zog sich betroffen zurück. Aber vom Hof herauf schallte vielstimmiger Lärm und fand ein Echo bei denen, die noch im Treppenhaus standen.

Da drängte sich ein baumlanger breitschultriger Kerl durch den Knäuel: „Ich fürchte mich vor dem Teufel nicht — mag er schießen!“

Damit stürmte er auf den Offizier los, und, ohne des Schusses und der Kolbenschläge zu achten, mit denen er sich wehrte, umschloß er ihn mit seinen Bärenarmen und riß ihn, die Uniform mit seinem Blute färbend, zu Boden. „Fesselt ihn!“ schrie er mit verröchelnder Stimme.

Wie ein Bündel fühlte sich der Freiherr mit den bereitgehaltenen Stricken umschnürt. In ohnmächtiger Wut sah er dem Werke zu. Er sah den Hünen, der ihn zur Strecke gebracht hatte, noch einmal schadenfroh grinsen und dann hart auf die Steinfiesen schlagen und verenden.

Der Raum wurde zu eng für die Massen, die jetzt ins Schloß stürmten. Jeder wollte das Edelwild sehen.

Sie verhöhnten den Wehrlosen — bleckten ihm die Zunge heraus, spien ihn an — traten ihn mit Füßen — hielten ihm die Fäuste vors Gesicht — kitzelten ihn mit den Klingen ihrer Messer.

Wolff Joachim aber preßte die Lippen zusammen. Er schloß die Augen und dachte: „Lieber tot als diese Schmach!“

Da fühlte er sich hochgehoben und unter viehischem Johlen davongetragen.

„Steckt ihm Hölzer zwischen die Lider, damit er gut sehen kann. Wir wollen ihm rasch noch ein Stück vorspielen, ehe die Kosaken kommen. Setzt ihn dort in die Loge!“

Wolff Joachim öffnete von selbst die Augen. Von dem Polsterfessel im Saale aus, in den man ihn gesetzt hatte, sah er dem Werke der Zerstörung zu, das jetzt mit fürchterlichem Lärm begann. Die hohen Spiegel fielen unter den Hieben klirrend in tausend Stücke. Die herrlichen Gemälde wurden heruntergerissen und unter höhnnenden Schimpfreden zerschnitten.

„Schade, daß ihr tot seid, ihr Räuber!“ schrie einer der Kerls. „Daß wir euch die Peitschenhiebe nicht zurückgeben können, mit denen ihr unsere Väter gepeinigt habt!“

Es war das Brustbild des alten Ritter Stephanus in der Ordensrüstung, auf dem die schmutzigen Stiefel jetzt herumtrampelten. So kühlten die Wüteriche ihren Haß, und nicht genug damit, griffen sie zu ihren Gewehren und schossen den Bildern, die ihrem Arm zu hoch hingen, die Augen aus.

Der Sturm tobte die ganze Flucht der Zimmer entlang, die Möbel wurden zertrümmert, die Polster zersezt, edle Porzellane wurden am Ramin zerschellt.

Im Eßzimmer ballte sich der Lärm zusammen. Laute Hochrufe schallten.

„Es lebe das Volk! Es lebe das Land! Hoch unser estnisches Blut! Nieder mit den Deutschen! Nieder mit dem Zaren! Hoch die Republik!“ Die Gläser klirrten zur Erde.

„Fragt den Esel im bunten Rock, wo er den Schlüssel zum Weinkeller hat — wir wollen Champagner trinken!“

„Den Kosaken werde ich sagen!“ gab Wolff Joachim höhnisch zur Antwort, als einer der Bande ihn wirklich danach fragte.

Da flutete der Strom zurück. „Kommt Kameraden, komm Järri, höre auf mit dem Suff. Wir haben keine Zeit. Der letzte Akt beginnt. Die Kosaken kommen uns sonst auf den Hals. Los — nehmt den deutschen Affen — er soll noch mehr Freude haben!“

„Tragt ihn in die Brennerei! Da hat er die beste Aussicht!“ brüllten andere.

Im Nu war er hochgehoben, und im Trab ging es über den Hof . . .

„So mein Söhnchen — sieh genau hin! Nicht wahr? Das hübsche Schloß dort drüben, das ist dein? Gleich wird es dir noch besser gefallen!“

Es war im Kontor der Brennerei, wo sie ihren Gefangenen so verspotteten. Ein wild aussehender zerlumpter Bursche drängelte sich vor.

„Du kannst nicht gut sehen, schöner Knabe, wir werden dir einen Fensterplatz geben. Aber laß es dir nicht einfallen, fortzulaufen.“

Damit zerrte er ihn ans Fensterbrett, langte einen großen Nagel aus der Tasche und nagelte dem Wehlosen mit erbarmungslosen Kolbenschlägen das rechte Ohr an den hölzernen Rahmen. „Falls du Langeweile kriegen solltest,“ setzte er grinsend hinzu und zerschnitt die Stricke.

In seine Qualen hinein schmetterte das satanische Lachen der Davoneifenden.

Alles das geschah in wenigen Minuten. Mit derselben Schnelligkeit wurde das Zerstörungswerk vollendet.

Wie auf ein Kommando schlugen die Flammen aus den zertrümmerten Schloßfenstern und übergossen die graufige Szene mit rotem Lichte.

Ein Freudengeheul brach los. Die Gewehre wurden in die Luft geschossen, und in unheimlicher Phantastik tanzte die wilde Schar um das brennende Gebäude.

„Kann Ew. Majestät auch sehen?“ höhnte man zum Fenster hinauf, wo Wolff Joachim in wahnstinnigem Schmerz an seiner Fessel zerrte.

Er sah es und sah es doch wieder nicht. Wie Blut wogte es ihm vor den Augen, und nur der eine Gedanke war noch lebendig in ihm: Sterben!

„Wo bleiben seine Kosaken? Ha — die kümmern sich nicht um deutsches Blut! Laßt euch nicht stören, Brüder — sauft, sauft! Hier gibts Monopol wie Wasser!“

Mit dumpfen Stößen keilten sie die Fässer auf, und das heizende Raß wurde aus hohlen Händen, aus Mützen, aus jedem erreichbaren Scherben in die Kehle geschüttet.

Der Feuerschein und der weithin sich verbreitende Branntweingeruch lockte die Posten herbei, die von der Bande aufgestellt waren.

Von Soldaten und Kosaken war nichts zu sehen. Da wollten sie auch mittun. Und gröhrend stürzten sie an die Fässer.

Plötzlich klang eine neue Tonart aus dem Brüllen der Berauschten. Ein Streit hub an und wurde bald zu einem wütenden Handgemenge:

„Ich hab sie vorgeholt!“ schrie einer. „Mein ist sie! — Unser ist sie! — Hund ich schlag dir die Zähne ein!“

Jetzt schwangen sie gegeneinander ihre Messer, und krachende Hiebe fielen. In ihr tierisches Brüllen hinein klang ein gellender Hilfeschrei.

Wolff Joachim erwachte aus seiner Ohnmacht. Von wem kam der Ruf? Alles Blut strömte ihm zum Herzen. Und wieder übertönte die Frauenstimme das Loben der Männer im Hof:

„Mein Gott, mein Gott — das kann nur Lolja sein!“ durchzuckte es den Ärmsten in einem Blitz des Erkennens.

Er beißt die Zähne aufeinander — er hält die Wurzel des Ohrs mit eisernem Griff beider Hände fest — ein jäher Ruck des Kopfes und die Fessel ist zerrissen.

Taumelnd rast er zur Tür hinaus.

„Ich komme, Lolja! Ich komme!!!“ brüllt er mit der Stimme eines Stieres, reißt den ersten besten die Gewehre aus der Hand und läßt sie, zwei auf einmal, in furchtbarem Schwunge in der Runde niedersausen.

„Die Kosaken!“ Ein einziger Schrei des Entsetzens reißt die Köpfe herum. Sie nehmen sich keine Zeit, zu sehen, sie heulen auf und stürmen davon.

Viele der Kerls fallen hin — ihre Gewehre entladen sich. Die Schüsse vermehren den panischen Schrecken.

„Gnade!“ heulen die Besoffenen und winden sich am Boden: „Gnade!“ Sie strecken ihre Arme einem Richter entgegen, der nicht da ist, greifen in die Luft und brechen wimmernd wieder zusammen.

Wer seine Füße beherrscht, setzt über Zäune und Mauern — quer durch den Park und hinein in den Wald.

Der Ruf: „Die Kosaken!“ jagt sie wie eine Hezpeitsche vor sich her, bringt überall hin, wandelt jeden Baum, jeden Strauch, jeden Schatten, selbst die Genossen im Rücken zu lauern oder rasenden Rächern.

Er bringt auch bis zu dem Wagen auf dem einsamem Waldwege und gelst in das Ohr seiner Lenker.

Sich überstürzend springen sie vom Boß und rennen davon, der Wagen-schlag fliegt auf und speit zwei weitere Räuber aus. Sie rennen, rennen . . .

So geschah es, daß die beiden Barone von der Borke ihren Wagen selber dem Ziele ihrer Fahrt zuführen mußten. Den Weg fanden sie leicht. Ein mächtiger Feuerschein tauchte den Wald in Tageshelle. Sie waren eine Stunde lang von ihren Räubern kreuz und quer durch die Nacht kutschiert worden. Bis der Wind diesen den Jubel ihrer Genossen zutrug und ihnen denselben teuflischen Gedanken eingab, den man an Wolff Joachim hatte zur Tat werden lassen: „Die deutschen Hunde sollen ihr Raubnest brennen sehen!“

Vorsichtig die verängstigten Pferde am Zaume führend, erreichten Vater und Sohn die Straße. Hier stiegen sie auf das Gefährt und fuhren im Galopp dem brennenden Schlosse zu.

Nur das Element wütete noch auf dem Hofe. Jedes andere Leben schien erstorben.

Schweigend standen die beiden Männer vor dem zusammenstürzenden Gebälk.

„Was sagte der Kerl? Nicht ein Stein soll an eure Tyrannei erinnern? Das ist rasch wahr geworden!“

Paul seufzte tief auf: „Und Wolff Joachim?“

Da war es ihm, als hätte in das Krachen und Knistern hinein ein ferner Hilferuf geklungen. Sie gingen dem Klange nach, bis sie zur Brennerei gelangten.

„Ist das seltsam. Es liegen Tote da, aber wo stecken die Kosaken?“ Baron Alexander zog erschauernd seinen Fuß zurück. Er war an einen der wie tot daliegenden Verauschten gestoßen.

Jetzt kam der Ruf aus nächster Nähe. Dort in der Brennerei mußte jemand hilflos liegen — eine Frauenstimme war es.

In dem flackernden Licht des Feuerscheins sahen sie ein erschütterndes Bild.

Mit zerrautem Haar und zerfetzten Kleidern, durch die an vielen Stellen Blut sickerte, kauerte ein Mädchen auf der Treppe und blickte sie mit wirren Augen an.

Vor ihr, in tiefer Bewußtlosigkeit lag Wolff Joachim. Sein blutiger Kopf war weich in ihren Schoß gebettet . . .

(Fortsetzung folgt)

